

Was die Nacht verbarg.

Roman von E. P. Oppenheim.

(Fortsetzung.)

Natürlich verbarnte er regungslos, um nicht durch das leiseste Geräusch seine Anwesenheit zu verrathen. Er durfte ja nicht daran denken, sich Margot zu erkennen zu geben, so lange sie sich in der Gesellschaft der anderen befand, und er wagte nicht darauf zu hoffen, daß ein gnädiger Zufall sie von dieser Gesellschaft befreien würde.

Aber der Zufall machte seinem Ruf, ein willfähriger Freund und Helfer verliebter Menschenkinder zu sein, auch diesmal alle Ehre.

Nachdem sie etwa fünf Minuten lang in ruhigem Gespräch verweilt, mochte die erschrocken nicht leicht geteilte Unbekannte die zunehmende Kühle der Abendluft als unbefuglich empfinden, denn Heinz sah, wie sie den um ihre Schultern gelegten Spigenfächer fester zusammenzog, und wie sie gleich darauf ihrer Begleiterin die Hand reichte, als ob sie sich von ihr verabschieden wollte.

Er zitterte, daß Margot sich entschließen könnte, mit ihr in das Haus zurückzugehen, und in der That schien das junge Mädchen dazu willens. Aber die andere lehnte das Anerbieten mit einem leichten Kopfschütteln ab und schritt in der königlichen Haltung, die ihrem hohen, fast majestätischen Wuchs so natürlich anstand, allein der offenen geliebten Glashür zu, deren Flügel sich alsbald hinter ihr schloffen.

Ganz in ernstes Sinnen verloren, verbarnte Margot auf der Stelle, wo die andere sie verlassen. Auch jetzt hatte Heinz in der Beforgnis, sie damit zu sehr zu erschrecken, nicht den Muth, aus dem Dunkel, das ihn ihr verbarg, in den hellen Mondenschein hinaus zu treten.

Noch überlegte er, ob er wagen dürfte, sie vorzüglich anzurufen, als sie sich plötzlich von der Balustrade aufschaute, auf die sie sich mit beiden Armen gestützt, um langsam die Stufen der in den Garten führenden Freitreppe herab zu steigen.

Nun mußte sie notwendig ganz dicht an seinem Versteck vorüber, und jetzt hätte nichts mehr in der Welt ihn daran hindern können, sich ihr zu offenbaren.

„Margot! — Liebste Margot!“ rief er leise und ärtlich, als sie ihm nahe genug war, daß auch ein gekünstelter Laut ihr Ohr erreichen mußte.

Wie festgebunden blieb sie stehen. „Wer ist da? — Wer hat gerufen?“

„Ich war es — ich! — Du darfst nicht erschrecken!“

Will ausgebreiteten Armen war er aus dem Dunkel hervorgetreten, und noch in derselben Stunde lag sie mit einem halb unterdrückten Aufschrei an seiner Brust.

„Du! — Du bist da!“ das war alles, was sie in dem Jubel beklüfteter Ueberraschung hatte hervorbringen können. Dann verschloffen seine Lippen die übrigen in einem heißen Kuß.

Margot gab sich willenslos der Wonne dieses unverhofften Wiedersehens hin. Der helle Klang der im Turm des Schlosses angehängten Uhr, die mit weitbin schallenden Schlägen den Ablauf der ersten Stunde verkündete, schreckte sie umso unfreundlicher aus ihrer Selbstveressenheit auf. Sie suchte sich aus seinen Armen loszumachen und sagte erschrocken: „Gib Uhr! — Mein Gott, wie lange bin ich denn schon hier?“

„Frage nicht danach, mein Liebste!“ erwiderte er, mit sanfter Gewalt ihre Bemühungen verwehrend. „Sage mir lieber, wie lange Du noch hier weilen wirst. Denn ich lasse Dich nicht so bald wieder frei.“

Aber sie schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf. „Ich darf nicht eine Minute länger bleiben, wenn man mich nicht hier suchen und Dich hier entdecken soll. — Wie, um des Himmels willen, kamst Du denn überhaupt hierher?“

Sie dachte offenbar nicht mehr daran, daß sie ihm bei ihrer letzten, von ihr auf so seltsame Weise abgebrochenen Unterredung das ärtliche Du verweigert hatte, das sie ihm heute ohne weiteres gab. Der Sturm der Leidenschaft, der sie sich unter der betäubenden Wirkung der Ueberraschung widerstandlos hingegen, hatte alle ihre Bedenklichkeiten hinweg geweht.

„Wie ich hierher kam?“ wiederholte Heinz lächelnd. „Auf dem natürlichsten Wege von der Welt, nämlich durch eine Apside, die ich unverschlossen gefunden.“

„Hat niemand Dich gesehen? Hat niemand den Versuch gemacht, Dir den Eintritt zu wehren?“

„Doch mein Liebste! — An der Haupttür ließ ich auf einen Bedienten, der kein Verstand hat für die beste Schutzmaßnahme des Hauses. Aber der Himmel meinte es besser mit uns, als jener Bedienter, und ließ mich die erwünschte unverschlossene Apside finden.“

„Ich weiß nicht, ob es gut war, daß Du sie fandest. Aber es war gar nicht das, was ich mit meiner Frage meinte. Woher wußtest Du, daß ich hier sei?“

„Niemand als die Komtesse kann es Dir verrathen haben.“

„Wenn nur sie es sein konnte, so wirst Du also wohl in ihr die Veranlassung zu finden haben.“

„Was hat sie Dir erzählt? — Sprich schnell, denn die Minuten sind toth.“

und ich will nicht, daß man uns über- rascht.“

Er wiederholte ihr der Wahrheit gemäß und in möglichst kurzen Worten, was er von der Gräfin erfahren hatte.

Margots Befremden aber war damit erstlich nicht zu befeitigen. „Wohl!“ sagte sie. „Ich weiß nicht, welche Veranlassung sie hatte, Dir das alles zu sagen, aber sie ist natürlich die Herrin ihrer Entschlüsse und kann thun, was sie für gut hält. — Du aber, warum kamst Du hierher, obwohl ich Dir doch erklärt hatte —“

Er ließ sie nicht ausreden. „Ich kam, weil ich nicht anders konnte, ich kam, weil ich Dich liebe, weil es auf der ganzen Welt für mich nichts anderes mehr giebt als meine Liebe.“

„Das klingt ja sehr schön“, erwiderte sie traurig. „Aber ich darf von mir leider nicht dasselbe sagen. Für mich giebt es unglücklicherweise noch sehr viele häßliche Dinge, die ich über meiner Liebe nicht vergessen darf — wie gerne ich es vielleicht auch möchte.“

„Und bin ich nicht da, alle diese häßlichen Dinge auf mich zu nehmen, mein geliebtes, mein aegabertes Mädchen? Was hält uns denn ab, ihnen einfach den Rücken zu kehren und sie damit für immer aus unserem Gedächtniß zu löschen? In wenigen Stunden können wir von hier in München sein, und in wenigen weiteren Stunden führt uns der Orientexpress zu glücklicheren Gestirnen, wo nichts mehr uns hindern wird, einzig unserer Liebe zu leben und zu vergehen, was uns so lange gleich einem unheimlichen Gespenst bedrückte!“

„Zu vergessen?“ wiederholte sie schmerzlich, um dann, nach einem ängstlichen Blick gegen das Schloß hin, in verändertem, hastigen Tone hinzuzufügen: „Man öffnet die Terrassen- thür, um mich zu suchen. Sage mir, wo Dich eine Nachricht von mir erreichen kann.“

„Ich wohne im Gasthaus zur Post“, flüsterte er, „unten im Dorfe.“

„Du wirst morgen von mir hören. Ich muß Zeit haben, mit mir zu Rathe zu gehen, ehe ich einen Entschluß fassen. Sei um des Himmels willen vorzüglich beim Verlassen des Parks. Und nun gute Nacht!“

„Gute Nacht, mein süßes Lieb!“

Er hatte den Versuch gemacht, sie noch einmal an seine Brust zu ziehen. Aber sie war mit einer schnellen Bewegung seinen Armen entschlüpfte, und nun hörte er auch, wie von der Terrasse her eine Frauenstimme ihren Namen rief.

23. Kapitel.

Der Wirth trat auf einen Augenblick zu den beiden Fremden, die im Garten unter dem schattenspendenden Laubbach der dreitägigen Brücke ihr Frühstück einnahmen. „Wir tragen an' hoachen Tag“, meinte er, nachdem er sich erkundigt hatte, wie den Herren sein Honig und seine strahlen Eier mundeten. „Aber ma verpürt net viel davo“. Dös macht, weil d' Luft so trock'n is da herob'n, sagt unser Dott'r.“

„Wie hoch sind wir hier eigentlich?“ fragte Heinz.

„s Schloß hat achthundertsechzig Meter“, meinte der Wirth. „Aber ichter is 's bei uns — gell'n?“

„Gewiß ist es schön. Nur sehr unauslich scheinen die Leute hier zu sein. Als ich mir gestern den Park ein wenig ansehen wollte, wurde ich an der Thür zurückgewiesen.“

Der Wirth wiegte bedauernd den Kopf. „Dös is erscht seit am Jahr“, erklärte er. „Früher war 's Schloß alleweil leer a'hand'n. Nacha is ob'r vor an' Jahr d' Schwester von d'r Grä in Waldendorff ei'zoq'n —“

„Was!“ Herbert, der sich bisher anscheinend gar nicht um die Unterhaltung be kümmert hatte, war entsetzt gefahren. „Welche Schwester?“

„Ja, i woach halt a net, Herr! — D' Komtesse h'n halt alleweil wo a'anderich a'woen, d'r Herr Graf hat 's regendwo erzieh'n lass'n — i woach net wo. Wie d'r Graf a'storben is, hat si' soane Raq'nimmer um Buchberg kümmer't — d'r Verwohler hat alleweil 's Geld schid'n verken, amal na Paris, a mal na London, amal na Berlin — i woach nimmer, woah, doch 's sagt hat. Und alle paar Joheln amal is d' gnädige Komtesse Dermine tom'n — vo' dere Schwester dat ma scho na nix a' seba'n kriagt. Da dat's a'beihen, dat' i' verberir' dat — d' Schwester. An oan russischen Fürst'n — i woach alet net, wie das 's a'boachen dat. Und na is kommen, vor an' Jahr, und dat glet'n a'anz'n Winter a'lebt da betoben, wo 's i' h'nch net amal im Sommer dat umschau'n mög'n. Seit dem Zeit is der Park obweil verschlossen. Na is wieder d' Buch kommen, vor a paar Tag — a'raulein, wo icho' amal mit d'r Komtesse Dermine da gwen is. Webring boacht's, glaad i' — ober so.“

Der Wirth war schon wieder in sein voriges Gleichgültigkeit zurückgefallen. Aber er lächelte Heinz nicht mehr. Der junge Schriftsteller sah, wie unruhig die Hände des Fremden mit dem Weller spielten, und wie nervös seine Nasenflügel vibrirten.

„Es muß nicht gerade sehr interessant sein, einen ganzen Winter hier oben allein zuzubringen“, sagte Heinz, nur um etwas zu sagen.

Der Wirth nickte. „Dös moan i a“, erwiderte er. „Alloan is 's ja net g'wen, a Gesellschaftsdam' hat's alleweil g'habt. Aber langweil wird's ihr hat do word'n fan.“

„Kluger Menschen langweilen sich in der Einsamkeit gewöhnlich weit weniger als unter den Leuten“, sagte Herbert da mit unmotivierter Schärfe. „Was was gehen die Privatverhältnisse der Gräfin Fremde an!“

„G'wiß“, sagte der Wirth verlegen. „Aber mei — ma interessir' si' halt do für d' Leut', wo hier woohnen und hier geboren fan.“

Er ging ins Haus, und die beiden Männer sahen eine kleine Weile stumm nebeneinander.

Dann brach Heinz das Schweigen. „Was gedenken Sie mit Ihrem Tage anzufangen?“ fragte er.

Der andere suchte die Achseln. „Zugendwo im Walde herumzuliegen“, sagte er. „Ich habe eine Schwäche für Tannengeruch — überhaupt für den deutschen Wald. Ich habe ihn lange genug entbehren müssen.“

„Sie haben im Ausland gelebt?“

Herbert nickte. „Weit genug von hier in Afrika“, sagte er kurz.

Interessirt horchte Heinz auf. „Haben Sie vielleicht den Burenkrieg mitgemacht?“ fragte er und sah unwillkürlich auf die Narbe auf der Stirn des Mannes.

Herbert mochte diesen Blick fühlen, denn er strich sich mit einer nervösen Bewegung über die Stirn. „Ja“, erwiderte er. „Ich habe eine Zeitlang in den Reihen der Buren gekämpft. Aber ich wurde verwundet und mußte es aufgeben.“

Er brach kurz ab und erhob sich, als wollte er verhindern, noch weiter ausgefragt zu werden. „Wir leben uns wohl später noch“, sagte er lässig. „Leben Sie inzwischen wohl, Herr Hoffelder.“

Er ging langsam durch den Garten davon, und Heinz sah seiner kraftvollen, aufrechten Gestalt nach, bis sie seinen Blicken entschwand. Dann vertiefte er sich in die Lectüre eines Buches.

Aber man ließ ihn nicht lange ungestört. „Silfertig kam der Wirth auf ihn zu und sagte: „Bitt' um Entschuldigung, wann i den Herrn scho' wieder hör'n muach — aber da is die junge Dam' vom Schloß und möcht' Gabna spred'h'n, Herr.“

Hoffelder sprang auf. „Wo ist die Dame?“ fragte er hastig.

„Bitt' schön — wann s' mitgeng'n woll'n —“

Draußen auf der Landstraße hielt ein eleganter Wagen. Margot führte selbst die Zügel. Auf dem Hintersteig hockte mit untergeschlagenen Armen und unbeweglichem Gesicht ein Groom, der von Heinz nicht im mindesten Notiz nahm.

Margot reichte ihm die Zügel und neigte sich ein wenig herab, um Hoffelder die Hand zu geben. „Guten Morgen“, sagte sie. „Bitte, bediene Dich wie ich der französischen Sprache. Ich möchte nicht, daß uns der Diener versteht.“

Heinz führte ihre Hand an seine Lippen, aber sie machte sie sogleich wieder aus der seinen frei.

„Gut“, sagte sie, und ihre Stimme zitterte ein wenig. „Wißt Du etwas für mich thun — etwas, um das ich Dich von ganzem Herzen bitte?“

„Wenn es in meiner Macht steht — von Herzen gern“, erwiderte er einfach.

„Sie steht in Deiner Macht“, sagte sie, verneinte es aber, ihn anzusehen. „Es ist sehr leicht. Ich bitte Dich, sofort von hier abzureisen — irgendwohin, nach Berlin oder in eine andere Sommerfrische. Nur mußt Du von hier fort.“

„Gern“, erwiderte er ruhig. „Aber nur unter einer Bedingung.“

„Unter welcher?“ fragte sie rasch.

„Daß Du mit mir gehst.“

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf. „Du weißt, daß ich es nicht so meine. Ich war gestern Abend durch Dein erwartetes Erscheinen verrückt worden, und ich habe mich leider weiter vergessen, als es gut ist. Nun aber bin ich noch einmal mit mir zu Rathe gegangen — und ich vermag Dir nichts anderes zu sagen, als daß ich tief bereue, durch mein gestriges Benehmen vielleicht neue Hoffnungen in Deinem Herzen geweckt zu haben. Wache mich nicht noch unglücklicher, als ich es ohnedies bin. Jönne mir die Ruhe, die ich hier gefunden habe, verlass' Buchberg!“

Er schüttelte den Kopf. Rubia, aber mit dem Ton einer unbenutzten Heiligkeit sagte er: „Es ist nicht möglich, Margot, nicht mehr nach zehnen. Du gebst mir — und ich lasse Dich nicht mehr. Es ist zu spät.“

„Es darf nicht zu spät sein!“ sagte sie lebensschaffend. „Vah uns an den gestrigen Abend zurückdenken wie an einen schönen Traum, vergiß, daß es Wirklichkeit gewesen ist.“

Er trat dichter an das Gefährte heran und ergriff ihre Rechte. „Ich kann nicht — und wenn ich es auch könnte, legt will ich nicht mehr“, sagte er. Du gebst mir — und ich lasse Dich nicht!“

Ihre Blide trafen aufeinander. Zeit und Raum schied er ihr in die Augen. Sie fühlte, daß er sein letztes Wort gesprochen hatte. Ein eigener Klang kam in ihre Augen.

„Gut“, flüsterte sie, „es giebt so vieles, was Du nicht weißt, und was

zwischen uns steht. Es wird immer zwischen uns stehen.“

„Darüber“, sagte er ruhig, „habe ich eine andere Meinung. Was in Berlin geschehen ist, verbindet uns, anstatt uns zu trennen. Und wenn es außerdem noch etwas geben sollte, was Du mir nicht sagen kannst — ich will es als nicht vorhanden ansehen.“

„Ich sagte Dir schon, daß ich mich nicht in Deine Geheimnisse drängen will.“

„Ich kam hierher“, sagte sie, „Dich zu bitten, Buchberg zu verlassen.“

„Es ist die einzige Bitte, die ich Dir nicht erfüllen kann“, sagte er beharrlich.

Ihr Blick war noch immer in den seinen versenkt. Er fühlte einen festen Druck ihrer kleinen Hand — und mit einem Aufatmen sagte sie: „Wenn ich es nicht erreichen kann, so —“

„Du wirst es nicht erreichen.“

„So habe ich eine Einladung für Dich“, fuhr sie fort. „Es wird uns freuen, wenn Du um fünf Uhr zum Thee auf das Schloß kommen willst.“

Das Blut strömte ihm heiß zum Herzen. Er glaubte, seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. „Margot!“

„Es ist das —“

Sie lächelte ein wenig. „Indest Du die Einladung so ungewöhnlich?“ fragte sie. „Ich habe der Prinzessin von Dir erzählt, und sie wünscht Deine Betanntschaft zu machen.“

„Welche Prinzessin, Margot?“ fragte er erstaunt. „Ich wußte nicht —“

„Ich werde Dir später alles erklären, wenn Du kommst“, entgegnete sie hastig. „Der Wagen wird um fünf Uhr kommen, Dich abzuholen. Es wäre besser gewesen, viel besser für Dich, Heinz, wenn Du mir meine Bitte erfüllt hättest und abgereist wärest. Aber ich sehe ja, daß mir alles Zurecht nichts bißt — und so magst Du kommen.“

Er neigte sich auf ihre Hand herab und küßte sie. Dann flüsterte er mit einem liebevollen Blick in ihre schönen Augen: „Und Du wirst wieder mit mir in den Garten gehen?“

„Vielleicht“, erwiderte sie. „Wir haben uns ja so viel zu erzählen.“

Er wurde ernst. „Ja“, sagte er. „Ich habe Dir manches mitzuteilen. Es hat sich allerlei zugetragen in Berlin, das Du wissen mußt.“

„Was ist es, Heinz?“ fragte sie angstvoll.

Er beruhigte sie. „Nichts, darum Du Dich sonderlich ängstigen müßtest! Es haben sich nur allerlei Leute in die bewußte Angelegenheit eingemischet, die es eigentlich herzlich wenig angeht.“

Das Pferd machte eine unruhige Bewegung, die Margot veranlaßte, aufzusehen. Jetzt erst bemerkte sie, daß man ihr Zwiesgespräch aus allen Fenstern beobachtete.

„Ich muß Dich jetzt verlassen“, sagte sie. „Du wirst mir heute Abend alles erzählen. Hoffentlich bringt Du mir nicht gar zu unangenehme Neuigkeiten. — Und zeige time Ueberraschung, was Du auch immer auf dem Schloß finden magst. Es wird Dir alles erklärt werden. Auf Wiedersehen also!“

Sie nahm dem Groom die Zügel aus der Hand, und nachdem sie Heinz noch einmal zugewandt hatte, ließ sie das unruhig tänzelnde Pferd anziehen. Rasch rollte das leichte Gefährt davon, und Heinz sah ihm nach, bis es seinen Blicken entschwunden war. Dann wandte er sich langsam dem Hause zu.

Im nächsten Augenblick bemächtigte sich seiner eine unangenehme Empfindung. An einem der oberen Fenster des Gasthauses stand der Fremde, und seine Haltung ließ darauf schließen, daß er schon eine gute Weile dort oben an der Brüstung lebte. Hatte er nicht gesagt, daß er in den Wald hinaufgehen wollte?

Wählich, gegen das Ende des ziemlich fragalen Abends fragte er: „Wirden Sie mich für sehr indistret halten, wenn ich mir die Frage gestatte, wer die junge Dame war, mit der Sie sich heute morgen so angelegentlich unterhielten?“

Heinz hob überrascht den Kopf. Die Frage mußte ihn umfomehr bestreuen, als zudringlich und neugierig gezeigt hatte. „Ich habe keinen Grund, es Ihnen zu verweigern“, erwiderte er, aber seine Worte hatten unwillkürlich einen föhnen Klang angenommen. „Es ist ein Fräulein v. Wehringen. Ich habe den Borzua, die Dame schon von Berlin her zu kennen. Vielleicht kennen Sie —“

Herbert schüttelte den Kopf. „Die Dame hatte Redlichkeit mit meiner Betanntschaft“, sagte er. „Aber ihr Name ist mir gänzlich fremd — ich habe mich offenbar getäuscht.“

Gleich darauf hatte er sich erhoben, und Heinz bekam ihn an diesem Nachmittage nicht wieder zu sehen.

Er benötigte die Zeit bis fünf Uhr, einige notwendige gewordenen Korrespondenzen zu erledigen und stand dann bereits fertig angeliegt auf der Veranda des Gasthauses, als der leichte Wagen heranrollte, der Margot am Morgen gebracht hatte.

Der Groom mit dem gelben Stul-

pfiefeln küßte steif seinen lackirten Hut, als Heinz auf die Straße hinaustrat, und sagte, ohne daß sich ein Muskel in seinem Gesicht verzogen hätte: „Eine Empfehlung von Ihrer Gnaden der Frau Gräfin, und der Herr möchte die Freundlichkeit haben, sich des Wagens zu bedienen.“

Er bot Heinz die Zügel, und Hoffelder ließ das feurige Pferd in schlanter Trabe die Landstraße hinunterlaufen. Ehrerbietig grüßend zogen die Leute den Hut, an denen sie vorbeifamen, und nicht eben unfreundlich sahen die Mädchen dem jungen Manne nach, der so elegant zu fahren verstand.

Der Gärtner, mit dem Heinz bereits am gestrigen Abend auf eine so wenig angenehme Weise Betanntschaft gemacht hatte, öffnete vor ihm das große Eisenthor und grüßte in augenscheinlicher Verlegenheit. Heinz kümmerliche sich nicht weiter um ihn, denn voller Sehnsucht waren seine Blicke auf das Schloß gerichtet, das sein kostbares Bestium barg, und er trieb das Pferd zu so raschem Laufe an, daß sie kaum eine Minute später vor der Terrasse hielten.

Als Hoffelder, ehe er vom Wagen sprang, seine Blicke über den Park und das Haus schweifen ließ, mußte er unwillkürlich lächeln bei dem Gedanken, daß all diese Herrlichkeiten einer Frau gehörten, die er einmal allen Erstes für eine Abenteuerin gehalten und die durchaus mit ihm hatte „Nirren“ wollen.

Ein Diener in vornehm einfacher Livree nahm ihn auf der Terrasse in Empfang und geleitete ihn in das Haus. Sie mußten mehrere Zimmer durchschreiten, deren vornehme Einrichtung Zeugniß ablegte sowohl für den Geschmack wie für den Reichtum ihrer Besitzer, ehe sie in einen eleganten kleinen Salon kamen, der wohl als Empfangszimmer dienen mochte. Hier ließ der Diener Heinz allein, ihn ersuchend, auf einen Augenblick Platz zu nehmen.

Heinz trat an ein zierliches Tischchen am Fenster und ergriff eine der Zeitschriften, die dort lagen. Aber er hatte kaum einen Blick hinein getan, als er das Blatt mit einer heftigen Bewegung auf den Tisch zurückwarf. So hatte Margot sie also wirklich gelesen, jene qualerfüllte Seelenbeichte, die er thörichterweise nicht von der Veröffentlichung zurückgehalten hatte!

Da sagte hinter ihm eine weiche Stimme: „Ich habe es gelesen, Heinz! Und als ich es gelesen hatte, da wußte ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte in meinem Glauben — damals, in jener Nacht, als ich hilflos vor Dir zusammengebrochen war.“

Margot war so leise gekommen, daß Heinz ihren Eintritt überhört hatte, und er stand nun überrascht und ein wenig verwirrt vor ihr.

„Und was hast Du damals geglaubt?“ fragte er, indem er ihre Hände ergriff, die sie ihm willig überließ, und an seine Lippen führte. „Du hast mich damals so seltsam angesehen, und ich habe oft des Nachts, wenn ich an Dich dachte, darüber geräthelt, was dabei Deine Gedanken erfüllt haben mag.“

Eine feine Röthe stieg in ihre Wangen, und sie sentte unwillkürlich den Blick. „Ich habe gedacht, daß Du gut und del seiest“, sagte sie leise. „Jede Zeile Deiner Novelle hat mich in meinem Glauben bestärkt.“

Da zog er sie sanft an sich und küßte ihre vollen weichen Lippen. Sie drückte seine Lieblosung, entzog sich ihr jedoch sogleich wieder.

„Ich bin ein thörichtes Mädchen“, sagte sie und ordnete ihr verwirrtes Haar. „Ich muß mich schämen, daß ich nicht vernünftiger handeln kann.“

„Ich finde mein Vieh viel zu vernünftig“, sagte er ärtlich. „Aber weißt Du, daß mich die Umegebung ein wenig bedrückt, in der Du Dich hier bewegst? — Du wirst doch nicht immer in einem Schloß wohnen wollen?“

Sie lachte. „Ich fürchte, unter Schloß liegt in der Luft, Heinz“, sagte sie zwischen Scherz und Ernst. „Aber höre — ich muß Dir ein einziges sagen, ehe die anderen kommen.“

„Hoffentlich lassen sie uns recht lange warten!“ entgegnete er und setzte sich ihr gegenüber auf einen der recht zerbrechlich aussehenden Salonstühle.

Sie faltete die Hände im Schooß und sah darauf nieder. „Es ist —“

über die Prinzessin Naprarin“, sagte sie zögernd. „Du weißt, wer das ist?“

„Wie sollte ich es wissen?“ fragte er verwundert. „Ich habe den Namen, wenn ich mich recht erinnere, als den eines hohen russischen Würdenträgers einmal in der Zeitung gelesen, mehr aber weiß ich nicht von ihm.“

Wieder zögerte Margot einen Augenblick. Dann erklärte sie ihm langsam: „Prinz Naprarin ist ein hoher russischer Aristokrat, er ist sogar mit der Jarenfamilie verwandt. Aber nicht um ihn, sondern um seine Gemahlin handelt es sich, die von ihm getrennt hier auf dem Schloß lebt. Sie ist eine geborene Komtesse Maria v. Waldendorff, die jüngere Schwester der Gräfin, die Du in Berlin kennen gelernt hast.“

„Ahl!“ stieß Heinz überrascht hervor. „Aber erkläre mir —“

Sie hob abwendend die Hand. „Bitte, stelle keine Fragen, Heinz!“ sagte sie. „Was ich Dir sagen darf, sage ich ohnedies. Die Prinzessin hat hier ihren Mädchennamen wieder angenommen und nennt sich Gräfin Maria Waldendorff. Erinnere Dich stets daran, wenn Du mit ihr sprichst, Heinz! Sei überhaupt sehr vorsichtig in der Wahl der Gesprächsstoffe. Am besten ist es, Du antwortest ihr nur auf das, was die Prinzessin Dich direkt fragt, und unterläßt Dich im übrigen mehr mit mir und ihrer Gesellschaft.“

Ihre Nerven sind sehr angegriffen, und ein einziges unvorsichtiges Wort kann von unberechenbarem Einfluß auf ihre Gemüthsstimmung sein.“

„Du bist mit ihr befreundet?“

„Ich liebe sie“, sagte Margot schlicht, und ein Ausdruck schwärmerischer Zärtlichkeit war auf ihrem Gesicht. „Ich weiß nicht, was ich alles für sie thun könnte. Sie hat das beste und großmüthigste Herz, und das Leid, das sie in reichem Maße hat erfahren müssen, hat ihre Seele nur läutern können.“

„Weißt Du, daß ich beinahe ein wenig eifersüchtig auf sie bin?“ meinte Heinz in halbem Scherz. „Aber es muß in der That eine vortreffliche Frau sein, die sich so vieler Liebe zu erfreuen hat.“

„Sie ist es, Heinz. Ich zittere beständig davor, daß ich von irgend einer Seite eine beabsichtigte oder unbeabsichtigte Kränkung widerfahren könnte. Du wirst recht vorsichtig sein — nicht wahr?“

Heinz versprach es feierlich, dann aber sagte er, sich ein wenig gegen sie vorneigend: „Aber wir nun nicht ein wenig von unseren eigenen Angelegenheiten sprechen, Margot? — Es ist doch so viel, was wir uns —“

„Nicht jetzt!“ bat sie ihn. „Maria wird sogleich erscheinen, und ich kann jetzt weder an Verganenheit noch an Zukunft denken. — Laß uns damit bis zu einem späteren Zeitpunkt warten, Heinz!“

„Er sah ihr ärtlich in die Augen. „Lassen wir denn Verganenheit und Zukunft — und begnügen wir uns mit der angenehmen Gegenwart! Wir haben —“

(Fortsetzung folgt.)

„Erpressung durch Briefstauben.“

Um sich den lästigen Nachforschungen der Kriminalpolizei zu entziehen, ist ein Pariser Expresler jetzt auf ein originelles Mittel verfallen; er verwendet zur Entlastung der geforderten Summen Briefstauben. Ein Pariser Geschäftsmann erhielt kürzlich einen Expreslerbrief, in dem der Expresler anbot, daß er vier Briefstauben schicken würde; die Bögel haben unter den Flügel kleine Behälter, in denen sie je eine Tausendfranknote unterbringen können. Lassen Sie dann die Tauben frei. Der Kaufmann erhielt in der That von der Post vier Briefstauben, die er der Polizei übergab. Die Tauben werden so belastet, daß sie nur langsam fliegen können. Radfahrer werden ihnen folgen und man hofft, so den erfindersichen Expresler zu fangen.

Ein französischer Chirurg empfiehlt jetzt die Entfernung der großen Eingeweide. Vor kurzer Zeit wurde der Magen als der Störenfried im menschlichen Körper betrachtet und zur Entfernung verurtheilt. Schneidet man beide aus, so ist der Mensch wenigstens die Verdaunungsstörungen sicher los. Es thut ihm dann auch kein Zahn mehr weh.

„Was schreibt denn der Kleine so?“ — „Das glaub' ich wohl! Er hat Dutz und Dutz Professor haben ihn, damit Sie etwas nicht vergessen, einen Knopf in den Gummischlauch seiner Saugflasche gemacht.“



„Was schreibt denn der Kleine so?“ — „Das glaub' ich wohl! Er hat Dutz und Dutz Professor haben ihn, damit Sie etwas nicht vergessen, einen Knopf in den Gummischlauch seiner Saugflasche gemacht.“